

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Freitag, 3. Februar

1928.

(28. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Seine Frau widersprach. „Warum sollte er das tun, er wird froh sein, daß wir gekommen sind. So hat Hebe doch die Freude und Beruhigung, uns noch einmal vor ihrer langen Reise zu sehen. Es war ihr doch gewiß schmerzhaft gewesen, sich nicht von uns verabschieden zu können.“

„Ja, aber was fragt er danach.“

„Nun, nun, vielleicht sehen wir ihn in einem ganz falschen Licht. Wir wollen uns nicht mit Bravour hineinbringen in eine schlechte Stimmung gegen ihn, das wäre ganz falsch.“

Lie sah das ein und versprach, nichts von seinem Born, den er für Treu empfand, merken zu lassen.

Als sie den Raum betraten, in welchem die Hotelgäste ihr erstes Frühstück nahmen, kam ihnen Konni, gefolgt von einem Herrn, entgegen. Frau Lie erkannte sofort, daß es nicht Treu war, der mit ihm kam. Wer mochte es sein?

Da sah sie, wie ihr Mann erfreut auf ihn zuging und, ihm die Hand hinstreckend, sagte: „Na, diese Überraschung ist ja großartig! Wie kommt das, daß Sie in Berlin sind, Herr Baron?“

„Später werde ich Auskunft geben, Herr Lie, jetzt wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Gemahlin vorstellen.“

Lie wandte sich zu seiner Frau, die langsam näherkam. „Gestatte, Hanna, daß ich dir den Baron v. Kallwitz vorstelle. Herr v. Kallwitz ist Treus Nachbar.“

Kallwitz verbeugte sich tief und küßte Frau Lie die Hand, wie er es bei den Damen seiner Gesellschaft zu tun gewohnt war.

Sie gingen zu dem Tisch, den die Herren reserviert hatten.

Kallwitz erzählte, daß er nach Berlin gekommen sei, um an einer Sitzung des Bundes der Landwirte als Vorstand seines Kreises teilzunehmen.

„Aha!“ sagte Lie, „an dieser Sitzung will auch wohl mein Schwiegerjohn teilnehmen?“

Kallwitz bezweifelte es.

„Herr v. Treu hat während des letzten Jahres an keiner unserer Sitzungen teilgenommen, ich glaube nicht, daß er wegen dieser hier ist.“

„Na, man wird ja hören“, sagte Lie. Dann fragte er: „Sind Sie mit Ihrer Frau Gemahlin hier, Herr Baron?“

„Ja!“ Und zu Frau Lie sich wendend, fügte er hinzu: „Meine Frau ist von der gestrigen Autofahrt so müde, daß sie wohl bis Mittag schlafen wird.“

„Sind Sie die Nacht durchgefahren?“

„Nein, gnädige Frau, wir sind schon gestern abend hier eingetroffen.“

Konni erhob sich plötzlich.

„Ach, da kommen sie!“ sagte er und ging Treus entgegen.

Aber Hebes blaßes, schmal gewordenes Gesicht flog eine helle Röte, als sie ihn sah. Sie streckte ihm mit süßlicher Freude die Hand entgegen, während Treu ihn in gereiztem Ton fragte: „Nanu, wo kommst du her?“

„Aus Bientrobe, Onkel Benno!“ Und, zu Hebe sich wendend, sagte er: „Deine Eltern sind auch hier!“ „Herrgott, wie schön!“ Mit ein paar Schritten war sie bei ihrer Mutter.

„Wer ist denn nur auf diesen wunderbaren Einfall gekommen, uns hier zu überraschen?“

Treu hörte, daß seine Schwiegermutter Konnis Namen nannte, und er nahm sich vor, ihm diesen Liebesdienst heimzuzahlen. „Kallwitz' Gegenwart verdanken wir ihm am Ende auch“, dachte er, während er Kallwitz mit eifriger Miene begrüßte. Er stellte ihn Hebe vor, die erfreut wie sie war, sofort nach seiner Frau fragte.

„Also, da werden wir sie auch noch sehen“, sagte sie, sich zu ihrer Mutter aufs Sofa setzend.

Während ihr Mann dem Kellner den Auftrag gab, das Frühstück zu bringen, fragte sie ihre Eltern, indem sie von einem zum andern sah: „Nun erzählt doch bloß, wie ihr hierhergekommen seid?“

„Mit unserem Auto“, gab der Vater Auskunft, während er Treu böse ansah, „eine wahre Hexenjagd war es. Es galt ja auch, Flüchtlinge einzuholen.“

Hebe lächelte und ihre sonst so kühlen Augen leuchteten vor Freude und Verwunderung. „Es ist märchenhaft, wirklich märchenhaft!“

Ihr Mann schien ihre Freude durchaus nicht zu teilen, seine zusammengeschobenen Brauen gaben seinem Gesicht einen so finsternen Ausdruck, daß man glauben konnte, ihm sei sehr Unangenehmes widerfahren.

Lie und Holldorf unterhielten sich mit den Damen. Hebe erzählte, daß der Arzt ihr einen einjährigen Aufenthalt im Süden verordnet habe.

„Das ist natürlich Unsinn. Wir bleiben bis zum April in Nervi, dann kommen wir zurück. Der Sommer in Italien wäre für uns unerträglich. Es geht ja auch gar nicht, daß Benno so lange vom Gute fortbleibt.“

Treu warf dazwischen: „Das wäre nicht das erste Mal.“

Kallwitz horchte auf. „Ist's wahr, daß Sie für ein ganzes Jahr fortgehen wollen?“

„Vielleicht gar länger. Ich besprach es mit dem Arzt, der den südlichen Aufenthalt für meine Frau wünscht: Herbst und Winter in Oberitalien, ein paar Wochen Montreux und danach für den Juni, Juli, August an die Nordsee, September in den Schwarzwald und den darauffolgenden Winter in Ägypten. Na, und so weiter.“

Frau Lie sah ihn bestürzt an. So lange sollte sie ihre Tochter nicht sehen? Und da wollte der Mensch fort, ohne daß er Hebe die Möglichkeit bot, sich von den Ihrigen zu verabschieden? Hatte der denn gar kein Herz? Sie faßte Hebes Hand und preßte sie zärtlich in der ihren.

Lie sagte, Hebe ansehend: „Ein Glück, daß wir dich noch erwischt haben. Daß Herr v. Holldorf uns dazu verholfen hat, werde ich ihm nie vergessen.“

„Ich auch nicht“, dachte Treu und warf Konni einen finsternen Blick zu.

Eva betrat den Raum, ihr Mann erhob sich, um ihr

entgegenzugehen. Sie wechselten nach der Begrüßung leise ein paar Worte.

Konni, der beide verstohlen beobachtete, bemerkte, daß Eva erbläute. Die Herren erhoben sich, als Kallwiz mit seiner Frau an den Tisch trat. Eva wurde mit Frau Lie bekanntgemacht. Hede fiel es schwer auf die Seele, daß sie Eva nicht zu ihrer Vermählung gratuliert hatte, was sie gewiß sehr gekränkt hatte.

Von dem Wunsch befeelt, Versäumtes gutzumachen, bat sie, sich im Platz einschränkend: „Bitte, setzen Sie sich zu uns, Frau v. Kallwiz.“

„Danke, gnädige Frau“, sagte Kallwiz, „meine Frau würde Sie genieren.“

Und er überließ seiner Frau den eigenen Platz. Er selbst zog sich einen Stuhl heran, den er hart zwischen Treus und Lies Söge schob. Die Unterhaltung war ins Stocken geraten.

Frau Lie sah auf Eva und dachte: Sie ist gewiß nicht viel jünger als Hede und doch, wie kindlich wirkt sie neben ihr. Nun erst fiel es ihr auf, daß Hedes Gesicht einen leidvollen Zug hatte und ihre großen, grauen Augen den Ausdruck stillen Verzichtes. Die Mutter erriet alles, und eine Angst befiel sie bei dem Gedanken an die lange Trennung von ihrer Tochter.

Leise fragte sie, wieder Hedes Hand nehmend: „Wie lange werdet ihr hier in Berlin bleiben?“

„Wir hatten beschlossen, morgen abzureisen. Der Zug nach Genua geht nachmittags drei Uhr zwanzig.“

„O Gott, schon?“ Und dann, zu ihrem Schwiegersohn hinübersehend, sagte sie: „Ich höre eben, Sie wollen schon morgen abreisen?“

Er neigte bejahend den Kopf.

„Ich meine, so eilig ist es doch nicht, ein paar Tage wollen wir doch noch hier zusammen verleben.“

Treu hob die Schultern.

„Bedauere unendlich, ärztlicher Befehl ist: kein längerer Aufenthalt in Berlin!“

„Ich bin doch keine Schwerkrante“, sagte Hede.

„Es muß verhütet werden, daß du es wirst, so ein Grippeanfall kann böse Folgen haben.“

Eva erkundigte sich nach Hedes Befinden. Es geschah in einer etwas ängstlich zaghaften Art, die ihren Mann ärgerte. Sie spricht mit ihr, als sei sie heute noch ihre Untergebene, dachte er verdrießlich.

Und in dem Verlangen, seinem Ärger Luft zu verschaffen, wandte er sich an Treu und fragte in etwas schroffem Tone: „Wie wird das nun, werden Sie meinen Schwiegervater an seinem Kontrakt halten?“

Treu erwiderte, ihn scharf ansehend: „Sie werden einsehen, daß ich nicht anders kann.“

„Entschuldigen Sie, das kann ich nun gar nicht. Wenn Sie, wie ich Ihnen durch Ihren Herrn Neffen vorschlagen ließ, mit Herrn Hunold gesprochen hätten, so hätten Sie ihn gewiß an Stelle Brauns genommen und Sie hätten einen verlässlichen Mann gehabt.“

„Möglich, wenn unsere Reise nicht dazwischen gekommen wäre. Die machte es zur Unmöglichkeit, eine Veränderung in einer so wichtigen Angelegenheit vorzunehmen.“

„Aha, na ja, das ist die Schwierigkeit! Ich meine, mit ein bißchen gutem Willen hätte man sie beseitigen können.“

Die Unterredung wurde in leisem, aber sehr gespanntem Ton geführt.

„Möglich, aber ich hatte weder Zeit, noch Lust dazu.“

Kallwiz schwoll die Wut. Lauter, als er beabsichtigt hatte, stieß er hervor:

„Ihr Verhalten in dieser Sache ist nicht entgegenkommend!“

Treu erhob sich. Seinen Stuhl zurückschiebend, sagte er: „Ich muß mir Ihre Kritik ganz entschieden verbitten, Herr Baron.“

Die anderen waren aufmerksam geworden. Hede und ihre Mutter erhoben sich auch. Treu machte Eva eine knappe Verbeugung. Daran sah Hede, daß er zu gehen beabsichtigte. Die Damen grüßten Eva und die zurückbleibenden Herren durch Kopfschneigen, dann schlossen sie sich Treu an.

„Was war denn auf einmal los?“ fragte Lie erstaunt.

„Aufeinander losgeplatzt sind wir, das ist uns schon öfter passiert.“

Und sich Konni zuwendend, sagte Kallwiz: „Es war die Rede von der Kontraktlösung. Wie ich mir gleich dachte, ist es gekommen. Die Schwierigkeit wurde per Gewalt aufgetürmt.“

Konni schüttelte den Kopf, aber er stand auch auf, um zu gehen.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich verabschiede.“

Eva reichte ihm die Hand, die er respektvoll küßte. Lie folgte seinem Beispiel.

„Ich bedaure, daß dieser unangenehme Zwischenfall uns so schnell trennt“, sagte Kallwiz, den Herren die Hände drückend. „Hoffentlich ist es nur für heute und wir sehen uns im Leben noch recht oft wieder. Werden Sie wieder mal nach Arnswalde kommen?“ Er sah von einem zum anderen.

Konni versicherte es.

„Sowie ich mein Studium hinter mir habe.“

„Wie lange dauert das noch?“ fragte Kallwiz.

„Zwei Jahre, Herr v. Kallwiz.“

„Die sind bald um. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie zu uns als Oberinspektor von Arnswalde.“

Konni lächelte.

„Wenn das so einfach ginge. Um Oberinspektor zu werden, muß man erst einmal zeigen, daß man etwas kann.“

„Sie werden etwas können. Mein Schwiegervater hat Sie mir schon warm empfohlen, und der alte Praktikus hat einen guten Blick dafür, ob einer 'n brauchbarer Landwirt ist oder nicht. Also, schlagen Sie ein.“ Er hielt Konni die Hand hin.

„Herr v. Kallwiz, es möchte Ihnen leid werden.“

„Wie lange soll ich noch auf Ihren Handschlag warten, junger Freund?“

Konni schlug ein.

„Also abgemacht.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Alibi.

Humoreske von Alfred Manns.

Emil Klawwiebe stand mit pfiffigem Gesicht vor dem Untersuchungsrichter. „Wollen Sie nicht den Einbruch eingestehen, Klawwiebe? Es kommt schließlich doch heraus.“

Nun grinsten Emil frech. „Det will id Ihnen nich antun, Herr Kriminalrat, denn wenn id et zueiben würde, müßten Sie mir bei det feine Alibi doch loofen lassen. Sie müßten sagen, der Klawwiebe lügt und — na, Herr Kriminalrat, peinlich wäre doch det für Sie?“

Der Untersuchungsrichter zog die Stirn kraus, aber in seinen Augen blühte es auf, als er abschelzend auf die Frechheit erwiderte: „Das Alibi ist allerdings vorhanden, aber ich muß sagen, wenn Sie eingestehen, so halte ich das für glaubhafter als die Zeugenaussagen für Ihre Unschuld. Immerhin, wenn Sie darauf bestehen, es nicht gewesen zu sein, dann vielleicht ein andermal.“

„Id halte mir bestens empfohlen, Herr Kriminalrat, immer gern zu Ihren Diensten. Kann id nu jehn?“

Der Untersuchungsrichter, der die Unverfrorenheit der Bünftigen gewöhnt war, nickte. — „Wiedersehen“, sagte Emil, machte eine tiefe Verbeugung und verschwand. . . . Der Richter klagelte. —

In Berlin NO. liegt irgendwo eine Kellerbestille, die Anton Pittschan gehörte, und die im Kreise der duffen Jungen „Der schmierige Köffel“ genannt wurde. Das war Emils Stammkneipe und die seiner Freundschaft. Anton Pittschan war ein ansehnlicher Mann; er aß stets ordentlich gekleidet und machte auch jedes Jahr eine große Reise in die Schweiz, Südtirol oder so. Stets nahm er seine Frau mit, nur war es allemal eine andere.

Anton war eigentlich gar nicht in das Lokal, und doch war er der Vater seiner Gäste, mochten diese nun Gentlemen, Hochstapler, Taschendiebe oder Einbrecher sein. Ein Vater will ja immer das Beste seiner Kinder; das wollte Anton ebenfalls und bekam es auch für ein billiges. Die Leute schimpften zwar, aber sie gaben ihm den Ertrag ihrer Arbeit doch, denn bei Anton hatten sie keine Scherereien, und zuverlässig war er auch.

Heute abend ging es hoch her, denn Emil Klawwiebe feierte mit seinen Eideshelfern das Fest des glücklichen Alibis. Am Tisch neben der Tür saßen ein paar armselige Taschendiebe, am Tresen unterhielt sich Anton mit einem

Kavaller, und in der Ede tuschelsten zwei schwere Tungen miteinander. Schließlich kam noch ein derbe angezechter, finster aussehender Kerl herunter und nahm Anton bei Seite; man sah eine goldene Kette. „Det hab id jekunden.“

Pitschpan musterte den Ankömmling von oben bis unten genau, der sah einwandfrei niederträchtig aus. „Na, und?“

„Die is unter Briedern fuszig Emmchen wert.“

„Bist wohl mal! Die plattiert is so, da schmilzt nich für zehn Mark Gold runter; sieben Emm will id jeben!“

„Aber da is doch der Goldstempel.“

„Die Fahrt sieht nich, uff den Schwindel fall id nich rein.“

Der Ankömmling zögerte, aber sein Verstand war bereits stark umnebelt, er sagte „Der damit“, und Emil nickte seinem Freunde Anton hinter dem Rücken des Bezechten vertraulich grinsend zu.

Der Kerl nahm das Geld, setzte sich und begann ganz lästlich Schnaps und Bier zu trinken, sang zwischen durch einige gemeine Lieder und pennte dann am Tische ein.

Darauf hatte Emil Klawwiebe gewartet, er redete auf seinen Tischgenossen Ede Sänstlich ein. Der war begeistert, aber auch etwas ängstlich: „Is det nich 'n bisten jefährlich?“

Verächtlich blickte Emil den Genossen an. „Jefährlich für dir, wo du bloß Schmiere stehst? Und kannst ja och morgen früh hinsehen und dir bei Tage det Zelände ansehen.“

„Is jut, Emil, id bin bei.“

„Wollt id meenen. — Du, heute morgen det hättste sehn müssen, Ede, wie id det Kriminal veralbert habe. Zum Rad schlagen war det, wie er kochte vor Rut und wie er mir denn noch loosen lassen mußte — — Hallo, wat is'n det?“

Der betrunzene Uhrkettenverkäufer war vom Stuhl gefallen und wurde nun vom resoluten Wirt zur Tür hinaus befördert. „Du bist hier in einem anständigen Lokal, Bursche, hier hast du dich zu benehmen, wenn du kein Geld hast.“

Der Wirt war entschieden parteiisch, denn als sich Emil Klawwiebe und sein Freund Ede einige Stunden später in einer ziemlich ruppigen Verfassung befanden, sagte er nur: „Kinder, amüsiert euch.“ — Kastengeist gibt es bei den Brahmanen und im Berliner Verbrecherkeller. —

In der folgenden Nacht stieg Emil in der einsamen Villa durch das Parterrefenster. Das Haus gehörte dem reichen Lebemann Herrn Bielwien, der in seinen nüchternen Stunden Liebhaber-Chemiker war und mit Hilfe eines Laboranten chemische Experimente anstellte, wenn er nichts anderes vorhatte. Er würde es vielleicht in der Chemie zu etwas gebracht haben, wenn sein Vater ihm nicht durch Stiefelwische ein übermäßig sorgenloses Dasein gesichert hätte. Seine Leidenschaft für die Chemie war indessen ebenso bekannt wie seine Leidenschaft für guten Portwein.

Und damit hatte Emil Klawwiebe gerechnet, denn er wußte, Herr Bielwien ging selten ohne die richtige Bettstühle zur Ruhe, desgleichen sein Diener Fr'h — die alte, 250pfündige Köchin hatte stets, auch ohne Alkohol, Bettstühle.

Also in dieses, durch die Götter des Weines und des Schlafes schlecht behütete Haus stieg bald nach Mitternacht Emil Klawwiebe ein. Auf dem Tisch des Herrenzimmers fand er noch die Zeugen des letzten einsamen Nachtrunkes Herrn Bielwiens, eine noch halb gefüllte Flasche Portwein nebst einem Glase. Emil blickte zum Fenster hinaus. Alles war in Ordnung, denn hinter der Buche im Vorgarten stand Ede, sein getreuer Eckart.

Darauf näherte er sich dem Tische und ergriff die Flasche. Ohne Zeugen braucht man keine Bildung, und einen guten Portwein kann man immer vertragen. Emil setzte also gleich die Flasche an den Mund und tat einen mächtigen Zug. — „Na, id weck nich, det soll wat Jutet find! En Reichenwagen mit Troddeln is mir lieber“, so sprach er zu sich selbst, und dann stand ein maßlos erschreckter Mann in Unterhosen ihm gegenüber.

Emil tat nicht im mindesten erstaunt. Er zog einen Browning hervor. „Wenn id die Ehre habe, Herrn Bielwien vor mir zu sehen — sehr angenehm; id heeße Grapich und habe hier en Jeshäft. Wenn Se mir Jeshellschaft leisten wollen, jut, nur erloben Se mal.“ Klawwiebe hatte ein Taschmesser gezogen und die Telefon- sowie die Klingelkabeln durchgeschnitten. — „So, nun sind wir unter uns, und wenn Se so jut sin wollen, können Se mir en bisten mein schweret Handwert erleichtern.“

Herr Bielwien schien sich nun erst von der Überraschung zu erholen; aber obgleich ihm ein Einbruch ja nicht bis in sein Bankkonto drang, streckte er verzweifelt die Arme gen Himmel. . . . „Menschenskind, Sie haben aus der Flasche getrunken. Ich bin ja gerade darum hergekommen, die hier wegzuholen und ins Laboratorium zu bringen.“

„Herr Bielwien, seien Sie nicht so geizig, lassen Sie sich morgen eine frische Flasche ins Laboratorium bringen.“

„Mensch, lassen Sie mich doch ausreden. In der Flasche

ist ja Strichnin, damit wollte ich morgen meinen tranken Affen vergiften, der so gern Portwein trinkt.“

Emil Klawwiebe griff sich an den Bauch, er fühlte in den Ohren ein Säusen, und es klimmerte ihm vor den Augen. Stöhnend sank er auf einen Stuhl, der Browning entfiel ihm. „Id bin hin“, murmelte er.

„Kann wohl sein, denn nun können wir auch keinem Arzt telefonieren.“

Emil schloß die Augen, stieß einen Verzweiflungsschrei aus und verlor das Bewußtsein.

Am nächsten Morgen trat der Kriminalwachmeister Werner gleich nach Erscheinen des Untersuchungsrichters in dessen Zimmer.

„Nun?“

„Ich habe den Klawwiebe verfolgt und ihn als betrunkenen Dieb bei Anton Pitschpan belauscht. Ede sollte ihm helfen, den habe ich gestern früh beschattet, als er sich das Haus ansah, wo Emil einsteigen wollte. Herr Bielwien trinkt gern Portwein, und da habe ich ihm gesagt, er soll mehrere Veronal-Tabletten in die stehengelassene Flasche werfen. Melde gehorsamst, Emil Klawwiebe ist wieder hier.“

Der Untersuchungsrichter lachte über das ganze Gesch. „Brav, brav, Werner. Lassen Sie ihn kommen.“

Als Emil, dieses Mal durchaus nicht hoffärtig, im Zimmer stand, fragte ihn der Untersuchungsrichter: „Wo steht es mit dem Alibi?“

Der Sultan und der Schulmeister

Von E. Member.

Dieser Titel klingt, als ob es eine Geschichte orientalischer Phantasie werden soll, wie sie die Scheherazade zu erzählen pflegte. Nun, um eine Begebenheit aus dem Fernen Osten handelt es sich schon, doch sie ist wirklich passiert.

Irgendwo im ostindischen Archipel lag ein Sultansreich, ein kleines tropisches Duodez-Fürstentum, mit einem richtigen Sultan, mit einem Kraton (Sultanspalast), mit Feuten und Intrigen, kurzum mit allem, was zu einem solchen Sultanat gehört. Der Sultan, ein braver, durch die Verhältnisse etwas egozentrischer Zeitwahn, hatte viele Frauen, viele Frauen und viele Kinder. Einige Male im Jahre hielt er großen Empfang in seinem Kraton ab. Die hohen indischen Beamten, aber auch namhaftere Europäer aus der Umgegend erschienen dann, um ihre Aufwartung zu machen.

Die Unterhaltung mit dem Sultan war meistens sehr einfach. Sein allerhöchstes Interesse galt vor allem Orden und Kindern, das heißt der Anzahl, die ein anderer Sterblicher auf sich oder um sich zu konzentrieren verstanden hatte. Wenn ihm jemand vorgestellt wurde, dessen Knopfloch verzerrt war, fragte der Sultan voller Eifer: „Wie viel Sterne?“, und wenn er darauf die Antwort bekam, dann sagte er wieder mit ebenso viel Eifer, wie viel Ordensauszeichnungen er aufzuweisen hatte, deren Anzahl einen freilich ungeschlagenen Rekord bedeutete. Wenn dagegen ein mehr gewöhnlicher Mensch vor dem Sultanssessel seine Aufwartung machte, dann schwieb er anstandshalber über die „hintangs“, aber fragte sofort: „Wie viel Kinder?“ Dieser Angabe wurde dann sofort die mächtige Zahl seiner Nachkommenhaft gegenübergestellt. Und auch das war natürlich immer ein unerreichter Rekord.

Nun geschah es, daß in der Zeit, zu der diese Geschichte spielt, in der Residenz ein neuer europäischer Lehrer für die holländisch-indische Schule stationiert worden war. Es war ein braver, junger Mann, soeben aus Holland gekommen, mit viel Idealen und wenig praktischen Kenntnissen der malayischen Sprache. Beim nächsten Kraton-Empfang mußte dieser junge Mann sich im Palast des indischen Fürsten vorstellen. Er hatte sich dazu einen schwarzen Anzug angezogen und war etwas nervös. Denn wenn es auch Menschen gibt, die über alle derartigen Dinge spotten, es war schließlich doch ein richtiger Sultan, mit einem richtigen Hofstaat, in einem richtigen Palast.

Er ging also in den Kraton, fühlte sich unbehaglich und warm — durch den dunklen Anzug und die Kerzen — und blieb ängstlich dicht in der Nähe eines Beamten, mit dem er Bekanntschaft gemacht hatte, und der dies alles so selbstverständlich zu finden schien. Der Augenblick kam, da er dem Sultan vorgestellt werden sollte. Mit wankenden Knien trat er vor den Fürsten hin, der in vollem Ornat, seinen goldenen Hut auf dem Kopf, auf seinem Ehrensessel saß, mit einem gütigen Lächeln auf dem braven, braunen Gesicht.

Er drückte die feuchte Hand des mageren blonden Mannes und dachte: Keine Ordenszeichen! Dann also gleich mit der anderen Hälfte des Gesprächs begonnen: „Wie viel Kinder?“ Klang es aus des Sultans Mund. Der bleiche Mann, dem sein Pincenez von der Nase glitt, dachte: Er fragt mich etwas, der Sultan fragt mich etwas. Der Sultan

Interessiert sich für den Unterricht, natürlich, für die holländisch-indische Schule. Dann ging er schnell die Größe seiner drei Klassen durch, formulierte seine Antwort und sagte mit seinem unterwürfigsten, aber doch liebenswürdigsten Lächeln: „Achtundfünfzig.“

Der gute Sultan fuhr in seinem Thronessel vor Schreck auf, betrachtete mit einer Art Entsetzen das magere junge Männchen, sank auf seinen Stuhl zurück und sagte mit einem Seufzer: „Und ich habe nur siebenundvierzig.“

Der junge Lehrer hat erst viel später begriffen, warum der Resident ihn so rasch aus der Nähe des Sultans brachte. (Übertragen von Lucie Blocher-Glaser.)

Meine Gaslaterne.

Von Bernh. Neutlin.

Ich wohne am Rande der Stadt, dort draußen eben, wo es noch Gaslaternen gibt. Meine Gaslaterne steht gerade vor dem Gittertor des schmalen Vorgärtchens. Das heißt, sie steht eigentlich nur des Nachts da; denn am Tag ist sie gar nicht vorhanden, oder doch nur als blasses Schema. Aber wenn es schummerig wird, kommt ein Mann die stille Straße herauf mit einem langen Stock, an dessen Ende ein Flämmchen zuckt. Dieser Mann verweist auch vor meinem Hause und läßt ein flüchtiges Flämmchen in das blasser Laternen-Schema springen. Und plötzlich ist meine Gaslaterne da, ist erwacht und lebendig und leuchtet mit ihrem milden Schein. Ich finde, dieser Mann hat etwas vom lieben Gott, wie er so seine Flämmchen ausstellt und tote Gaslaternen zu leuchtendem Leben weckt.

Draußen gleitet mit einförmiger Melodie der nächtliche Regen die Scheiben entlang. Ich verschiebe die Vorhänge und sehe meine Gaslaterne im Gespinnst zahlloser feiner Goldfäden stehen. Und um ihren Fuß kreisen goldene Zitterkringel in den schwarzen Pfützen. Ich glaube, daß sie den Regen liebt. Denn manchmal habe ich sie beim Heimkehren in Regennächten leise und behaglich schnurren hören. Vielleicht mag sie das träumende Singen des Regens gern. (Übrigens hilft sie mir immer das Schlüsselloch im schwarzen Gittertor finden, wenn ich nächtlicherweise nach Hause komme.) Aber den rohen Wind kann sie nicht leiden. Der prallt so böse an ihrem Flämmchen, daß sie sich bebend wehren und ärgertlich fauchen muß.

Im Winter hat die Gaslaterne eine Schneehaube auf und Pelzpfötchen auf den Schultern. Das sieht behaglich und lustig aus und all der Schnee auf Gartenmauer und Straße strahlt ihr freundliches Licht freundlich zurück. Wenn es schneit, taumeln die weißen Schmetterlinge dicht um sie her, als würden sie angelockt von ihrem guten Schein.

Immer weiß ich den Augenblick des abendlichen Erwachens meiner Gaslaterne, auch wenn ich im Zimmer beschäftigt bin: Mit eins springt ihr mildes Licht in schmalen Streifen an meine weiße Stubendecke. Dort verharrt es still und unbeirrt bis zum Morgen. So ist sie auch auf geheimnisvolle und trauliche Weise bei mir im Zimmer, die Gaslaterne. Und dafür bin ich ihr besonders dankbar. Es gibt so dunkle Nächte, die schwer lasten, und so dunkle, schwerlastende Träume. Es kommt vor, daß ich aus dem Schlaf aufschreie und die Dunkelheit wie einen bösen Alp auf mir hoden fühle. Aber dann hebt sich mein Blick und ruht in dem schmalen, weichen Schein dort oben an der Decke. Dann bin ich nicht mehr allein in Dunkelheit verloren — dort oben schimmert unbeirrt, ruhig und beruhigend ein feiner Streifen Licht.

So steht das zwischen mir und meiner Gaslaterne.

Neue Bücher

* Dr. Joseph Ullmann-Grönz: „Kämpfen — nicht leiden.“ (Sohn'sche Buchhandlung, Hannover.) Ein schmales, aber gehaltvolles Büchlein praktischer Lebensphilosophie. Der Verfasser gibt in klarer, leichtverständlicher Art eine Erörterung allgemeiner Welt- und Selbsterkenntnis, deutet die Beziehungen der Menschen zueinander und zur umgebenden Natur und gewinnt aus der Theorie der Lebenslehre ein System zu planvoller Selbsterziehung. Sein Ziel ist Harmonie des Einzelwesens mit dem Kosmos, sein starker, überzeugungskräftiger Optimismus bleibt nicht ohne Wirkung. Über Fragen des Unterbewußtseins, der Selbstbeeinflussung, der Kindererziehung weiß er Wesentliches zu sagen, seine Erkenntnisse haben vermehrte Eindringlichkeit gerade durch feines und spürbares seelisches Verstehen. Das Buch ist dementsprechend ein guter Führer zu sinnvoller

Lebensgestaltung und wird auch in schweren Stunden Rat und Hilfe bieten können.

* Inayat Khan: „Mystik von Laut und Ton.“ (Kotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig.) Seit Urzeiten hat der Ton, die Schwingung, für den wissenden Menschen besondere Bedeutung gehabt. Er fühlte in ihm den Zusammenhang mit den Schwingungen, die er für den Ursprung alles Seelenden hielt: Die Rhythmen seines Blutes, seines Atmens, die kosmischen Rhythmen rundum. Aber solche Zusammenhänge spricht sich Khan in diesem kleinen Bändchen aus. Seine Kapitel heißen: Das stille Leben — Schwingungen — Harmonie — Name — Form — Rhythmus — Must — Abstrakter Ton. Seine Untersuchungen sind nicht abstrakter Art. Auf Schritt und Tritt finden wir wertvolle Hinweise für die Beziehungen von Mensch zu Mensch, für die Erkenntnis unseres eigenen Wesens. Auf viele kleine Dinge, an denen wir meist achtlos vorbeigehen und die doch viel zu unserem und fremdem Glück beitragen, werden wir in feiner, sorgsamer Weise hingewiesen.

* „Mit uns zieht die neue Zeit“ von Elise Frobenius. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung. (Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Die Verfasserin dieses Werkes, das zum erstenmale die gesamte deutsche Jugendbewegung in lebendiger Sprache schildert, ist den Erscheinungsformen der „Jugendbewegung“ oft begegnet — auf großen Tagungen, wo sie in blumengeschmückten Wagen singend gen Süden zog; auf Festen, wo sie auf grünem Rasen den Reigen schlang — und in den Wäldern der Mark, die sie mit Klampfe und Rucksack durchwanderte. Um den Geist der Jugend widerzuspiegeln, ließ sie sie möglichst oft selbst zu Worte kommen und versenkte sich tief in ihre Fahrtberichte und Lieder. Die innere Melodie des Buches wird am besten dargestellt durch den Schlussvers des von Anhängern aller Richtungen der Jugendbewegung gesungenen Liedes: „Mit uns zieht die neue Zeit!“ und so erhielt das Buch seinen Titel.

* „Friedrich Fröbel“. Sein Leben und Schaffen. Von Oberstudiendirektor Dr. J. Prüfer. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Friedrich Fröbel tritt uns in diesem Buche als einer der schöpferischsten und genialsten Pädagogen des 19. Jahrhunderts entgegen. Prüfers Buch führt leicht und sicher zum Verständnis des „ganzen“ und des „ten“ Fröbel. Fröbels Philosophie, die hier in überzeugender Weise schlicht und klar dargelegt wird, ist die beste wissenschaftliche Begründung der modernen Arbeitsschulbewegung. Man kann ihn geradezu den „Philosophen der Arbeitsschule“ nennen. Prüfer ist der erste, der den gesuchten handschriftlichen Nachlaß Fröbels durchgearbeitet hat. Daher ist sein Buch die einzige moderne Fröbelbiographie überhaupt.

* Michael Sostschenko: „So lacht Rußland“, Summoresen. (Verlag Adolf Sornel, Prag.) Michael Sostschenko hat seinen eigenen Stil, sein eigenes Verfahren, seine Leser zum Lachen zu bringen. Er ist Kenner der Menschen-seele, wie selten einer vor ihm, seine Gestalten sprechen nie ein Wort zu wenig, nie zu viel, aber immer das Richtige. Wer Leiden und Freuden des heutigen Rußlands kennen lernen will, mag sich durch dieses Buch hindurchlachen.

* „Auch allein — wohne fein“. Die Wohnung der Junggefährtin von Elisabeth Reff. Die berufstätige Junggefährtin von heute braucht ein Heim, in dem sich das Schöne unauffällig dem Zweckmäßigen anpaßt. Bei einigem gutem Willen und Nachdenken ist es für sie nicht schwer, sich wenigstens die äußeren Grundlagen einer Heimat in einer wenn auch engen Wohnung zu schaffen. Anregungen dazu vermittelt das schmale Bändchen in hervorragender Weise.

* „Kinderspiel und Spielzeug“. Von Klara Zinn. Mit 60 Abbildungen im Text. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Wie eine Mutter und Kindergärtnerin die Aufgabe löst, Kinder zu eigenem Erfinden und Basteln anzuregen und der wachsenden Geschicklichkeit passende Aufgaben zu bieten, das zeigt dieses Büchlein. Die in ihm enthaltenen mütterlichen Gedanken über Kinderspiel, die Anregungen zu kleinen Aufführungen und Scherzspielen, wie die praktische Anleitung zur Selbstanfertigung von Spielzeug mit einfachem Material und geringen Kosten sind wertvoll für alle, die Kinder zu wahrer Spielfähigkeit führen wollen.

* Dr. A. Erdel: „Arbeitsgerichte“. Gloedners Handels-Bücherei, Band 30. (G. A. Gloedner, Verlag, Leipzig.) Erdel gibt in übersichtlicher Anordnung einen kurzen systematischen Leitfaden, jedoch sich Laien rasch über das Wesen und die Bedeutung der Arbeitsgerichte, Gliederung, Zuständigkeit, Verfahren, Rechtsmittelverfahren und Siedungsgerichtsweisen informieren können. In einem eigenen Kapitel sind besondere Fälle des Verfahrens behandelt.